



Bitte nicht aus der Rolle fallen: Diese Frauen treten als Obstverkäuferinnen auf und verkörpern ihre Figuren auch zwischen den militärischen Übungen.

Foto Christopher Sims/Kehrer

## In den Wäldern Louisianas wird der Ernstfall geübt

Christopher Sims fotografiert fiktive afghanische und irakische Dörfer auf amerikanischen Militärstützpunkten

Amerikanische Soldaten sollten die schlimmsten Kriegserfahrungen schon in der Heimat machen. Das wappte sie gegen den Horror, der auf ausländischen Schlachtfeldern zu erwarten sei. So formuliert es ein Bewohner Mosalabs. Die kleine Gemeinde hat eine aus Sperrholz zusammengebaute Moschee, auf ihren Wegen tummeln sich Maultiere, ein Gettoaster spielt arabische Popmusik. Leute, die am Basar entlangschlendern, hüllen sich in Gewänder, wie man sie aus Vorderasien kennt. Darunter tragen sie Jeans und Tennisschuhe. Etwas abseits befestigen zwei Männer in Tarnanzügen eine mit Kunstblut befleckte Gummipropose am Arm eines Bewohners. Sie soll den Anschein erwecken, eine Sprengfalle habe ihn verstimmt, denn hier in den Wäldern von Louisiana wird der Ernstfall geübt. Mosalah? Ein Potemkin'sches Dorf. Seine Einwohner? Rollenspieler. Die Zielgruppe? Einheiten der

Militärbasis Fort Riley in Kansas, die bald zum Irak-Einsatz aufbrechen.

Der Historiker Christopher Sims hat rund fünfzehn Jahre lang künstlich angelegte Siedlungen nach afghanischem oder irakischem Vorbild auf Truppenübungsplätzen in den Vereinigten Staaten fotografiert und die besten Bilder für den Band „The Pretend Villages“ zusammengestellt. Ergänzt werden sie durch einen atmosphärisch glänzenden, zuerst 2006 erschienenen Essay des Autors Wells Tower. Die Dörfer bilden Zonen zwischen Fiktion und Realität, schließlich treffen dort echte Soldaten auf bezahlte Darsteller, die häufig aus dem Nahen Osten eingewandert sind und nun frei erfundene Versionen jenes Lebens aufführen, das sie eigentlich hinter sich gelassen haben. Den meisten Amerikanern sind diese Nicht-Orte in North Carolina, Louisiana und Kalifornien unbekannt. Wer in der Umgebung der Stützpunkte lebt, ist dage-

gen bestens im Bilde, denn Anwohner werden häufig als Statisten rekrutiert.

Sims hat die Dörfer entweder mit einer vom Militär ausgestellten Zugangsberechtigung oder als Mitwirkender besucht. So verkörperte er etwa einen Kriegsphotografen, der erlebt, wie antiamerikanische Unruhen ausbrechen oder Aufständische eine Bombe in einem Krankenwagen deponieren. Mit seinen Bildern möchte er Kritik an „traditioneller Kriegsphotografie“ üben, die sich oft um Gewaltillustrationen dreht. Sobald Sims selbst die inszenierten Greuel vom Übungsgelände einfängt, wirken sie unwirklich. Da ist zum Beispiel ein freundlich in die Kamera blickender Darsteller, dem ein Stück Plastikdarm aus der Bauchdecke quillt. Ein Kärtchen informiert über seinen Zustand: „You can talk. You cannot walk. Injury involves bladder.“

Chlorfässer und Sandsäcke, Stofftiere und Statisten, Autokarosserien und Sta-

cheldraht: Sims konzentriert sich auf Staffage und Kulissen; die Motive seiner Aufnahmen erinnern an die heruntergekommenen Sets von B-Movies. Damit wirft er laufend die Frage auf, ob das Einüben von Krieg tatsächlich auf echte Kampfhandlungen vorbereiten kann. Was hat ein Rollenspiel, so ernst es von den Teilnehmern auch genommen wird, mit einem Konflikt zu tun, bei dem es Tote gibt? Die schlimmsten Kriegserfahrungen machen amerikanische Soldaten gewiss nicht in der Heimat.

KAI SPANKE



**Christopher Sims:** „The Pretend Villages“. Inside the U.S. Military Training Grounds. Texte von Christopher Sims und Wells Tower. Kehrer Verlag, Heidelberg 2021. 120 S., Abb., geb., 35,- €.

## Winke mit der Liebeshand

Jochen Hörisch lässt sich vom Titel seines Buchs nicht hindern, bei Goethe zu verweilen

Die Hauptthese von Jochen Hörischs Buch lautet: Das digitale Zeitalter ist „die Epoche der Handvergessenheit“. Sie wird gleich eingangs erläutert mit dem Hinweis auf Computermaus und Touchscreen, die immer mehr bestimmen, wie wir auf die Wirklichkeit zugreifen. Die digitalen „Zauber-Instrumente“ eröffnen zwar, hält Hörisch fest, „großartige kognitive Möglichkeiten“. Aber nur, „wenn sie an Hände rückgekoppelt werden, die Zugang zu realen Welten gewähren“. Eine Kulturgeschichte der Hand von der Prähistorie über geschichtliche Entwicklungsstufen des Handwerks bis hin zum vermeintlich handvergessenen Informatikzeitalter bietet Hörisch entgegen dem, was der Untertitel verspricht, allerdings nicht. Wer wissen will, wie aus tierischen Fortbewegungs- und Greiforganen die raffinierte Hand des Homo sapiens hervorging, wird in einem kurzen Unterkapitel auf André Leroi-Gourhans „Hand und Wort“ verwiesen.

Hände seien die „Fühlhörner der Vernunft“ mehr als zweitausend Jahre später bei Friedrich Schlegel. Genau dies demonstrierte Leroi-Gourhan, der sich gegen eine „zerebralistische Sicht“ auf die Evolution wendete. Es war nicht das wachsende Gehirnvolumen, sondern die durch den aufrechten Gang als Werkzeug und Kommunikationsmittel freigesetzte Hand,

**Jochen Hörisch:** „Hände“. Eine Kulturgeschichte. Carl Hanser Verlag, München 2021. 304 S., geb., 28,- €.



die menschliches Denken und Sprechen ermöglicht hat. Unsere Geistigkeit ist demnach seit jeher leiblich fundiert, die „exzentrische Positionalität“ des Menschen (H. Plessner) verdankt sich geradezu seinen Extremitäten. Davon nichts wissen zu wollen und in diesem Sinn handvergessen zu sein wirft Hörisch einer Philosophie vor, die den Menschen auf „reine Vernunft“ verpflichten wolle.

Wovon handelt dann aber die angekündigte „Kulturgeschichte“? Auf einen gro-

ben Nenner gebracht: vom Hand-Motiv in der deutschen Literatur des achtzehnten bis zwanzigsten Jahrhunderts, mit einem deutlichen Schwerpunkt auf der Epoche um 1800 und speziell Goethe. Hörischs wagemutige These ist, dass die Hand „das entscheidende Leitmotiv Goethes“ sei. Was die Goethe-Forschung bloß bisher übersehen habe. Goethes prominentester Held heißt ja tatsächlich Faust, und im II. Teil der Tragödie fährt der gleichsam mit allen Händen in die Welt hinein, bis hin zu den brutalen Kriegs- und Kolonisationsfeldzügen der letzten Akte: „Gelegenheit ist da, nun, Fauste greife zu“.

An dieser Stelle kommt auch das Leib- und-Magen-Thema des Verfassers ins Spiel. Jochen Hörisch ist der Finanzexperte unter den Germanisten, der in mehreren Büchern, immer mit besonderem Augenmerk auf Goethe, gezeigt hat, wie Schriftsteller ab dem achtzehnten Jahrhundert poetisch verdeutlichen, dass es nun das Geld und nicht mehr ein metaphysisches Ordnungsgefüge ist, das die Welt im Innersten zusammenhält. Bildlich gesprochen: Unser Schicksal liegt nicht mehr in der Hand Gottes, sondern in der unsichtbaren Hand des Marktes (Adam Smith' „invisible hand“).

Der erste Akt von „Faust II“, in dem der Titelheld mit Hilfe des Teufels das Papier-

geld erfindet, an dessen Kaufkraft gleich alle glauben, bietet einen Beleg für den Übergang von Credo zu Kredit, von religiöser Schuld zu Schulden, von der Hoffnung auf Erlösung zu der auf Erlös. Das Drama thematisiert ja über weite Strecken die unheilvolle Wirkung der modernen geldvermittelten Zurichtung der Welt. Der von der rechnerischen Vernunft gesteuerten Hand des Global Players Faust konfrontiert Goethe, so kann man Hörisch verstehen, die sinnliche, zärtliche, ausdrucksstarke Hand in konkreten Verhältnissen. Dass die Liebeshand die Ökonomiehand in den Griff bekommen könnte, hielt auch der zeitweilige Weimarer Finanzminister für eine Illusion. Es galt eben nur, erstere nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.

Etwas von trickreicher Wortspielerei haftet dieser Erhebung der Hand zum Goethe'schen Leitmotiv an, indem sie über die metaphorischen (Hand Gottes/des Marktes) und idiomatischen Hände (Werther, der „Hand an sich legt“ und den „Handwerker“ zu Grabe tragen) sowie, in letzter Instanz, über das weite semantische Feld des Handelns überhaupt vollzogen wird. Trotzdem liest man die Studie mit Gewinn, weil Hörisch pointierte Brückenschläge zwischen Religion, Philosophie, Ökonomie und Literatur vorführt.

MANFRED KOCH

# Wie wirken Wünschelruten?

Debatten und Querelen aller Art: Der Briefwechsel von Christian Thomasius macht die deutsche Frühaufklärung überaus lebendig.

Er sei ein „deutscher Gelehrter ohne Misere“ gewesen, hat Ernst Bloch über Christian Thomasius gesagt. In der Tat ist Thomasius die zentrale Figur dessen gewesen, was man viel später als die deutsche Frühaufklärung bezeichnet hat. Von Aufklärung hat in den 1690er Jahren freilich noch niemand geredet, vielmehr befand man sich in Dutzenden von Auseinandersetzungen gleichzeitig, über Hexenprozesse, Häresievorwürfe, Staatskirchenrecht, die cartesische Naturwissenschaft, den Pietismus, die kameralistische Wirtschaftslehre und vieles andere. Der jüngst erschienene zweite Band der Edition des Briefwechsels von Thomasius gibt nun einen Einblick – sozusagen von innen – in dieses Gewirr von Kämpfen, aus denen sich ganz langsam eine neue akademische und gesellschaftspolitische Kultur in Deutschland herausgebildet hat.

Der hervorragend edierte und kommentierte Band deckt die Jahre 1693 bis 1698 ab. Thomasius hatte 1690 seine Heimatstadt Leipzig verlassen, wo er wegen seiner Reformbestrebungen Lehr- und Publikationsverbot bekommen hatte. Im brandenburgischen Halle baute er mit einigen Mitstreitern eine neue Universität auf, die 1694 eingeweiht wurde. Die Querelen mit seinen Leipziger Gegnern wurde er damit aber nicht los. Der Band führt mitten hinein in diese Welt. So lässt sich verfolgen, wie der Leipziger Theologe Albrecht Christian Roth Thomasius mit Fragen überzieht, um seine Rechtgläubigkeit zu prüfen. 1698 lässt er eine Schrift über das „Atheistische“ im Denken von Thomasius erscheinen, provokanterweise auch noch als Monatsschrift konzipiert, so als wolle er seine Leser jeden Monat über die neuesten Gottlosigkeiten des Hallenser Philosophen unterrichten.

Thomasius aktiviert sofort seine Leipziger Kontakte Adam Rechenberg, Andreas Stübel und Hieronymus Winckler, die ihm gewöhnlich jede Kleinigkeit darüber berichten, was in der Messstadt vorgeht. „Ich habe noch niemand gehört, dem solche gefallen“, schreibt Schwager Rechenberg nach Halle. Stübel und Thomasius produzieren in Windeseile eine Gegenschrift, die aber drei Tage später schon wieder verboten und konfisziert ist. Indessen hat Roths Freund Johann Benedict Carpov eine Predigt gehalten, in der er droht: „Wo Abfall vom Glauben ist, da muß man zuschlagen.“

Thomasius reagiert, indem er alle verbalen Gewalttaten gegen sich sammelt und die Liste zur Publikation vorbereitet. Dabei hilft ihm sein Freund Johann Gottfried Zeidler, ein bunter Vogel, der mit seiner Schwester im Dorf Fienstedt bei Halle sitzt – seinem „Schwalbennest“, wie er sich ausdrückt – und mit ihr Bücher übersetzt, aber auch absonderliche Theorien über die Wirkung von Wünschelruten ersinnt. In einem Brief an Thomasius findet sich eine Wünschelrute für dessen Sohn, und Thomasius wird genötigt, ein Vorwort zu Zeidlers Wünschelrutenbuch zu verfassen.

In Leipzig horcht Winckler im „Schießgraben“ – der Kommentar klärt darüber auf, dass es sich um den Ranstädter oder den Peters-Schießgraben handelt, die Versammlungsstätte der Leipziger Schützen – und kann berichten, dass „Herr Bürgermeister Steger öffentlich gesagt hat, er wolle ein jurament ablegen, daß der Herr Rath kein Atheiste wäre“, allerdings manchmal unpassende Ausdrücke für Gott finde. Sofort begann eine Diskussion, bei der der Arzt Christian Johann Lange Thomasius verteidigte und vor allem der Sohn des

Bürgermeisters den Thomasius-Kritiker Roth „so herunter machte, daß sein Vater still schweigen mußte“.

Wer eine Netzwerkgeschichte der Frühaufklärung schreiben will, besitzt in diesem Band eine Fundgrube. Nicht nur die Seilschaften der Unterstützer von Thomasius und die Gruppierungen seiner orthodoxen Gegner werden sichtbar, sondern auch die vielfältigen Beziehungen, die Thomasius in diesen Jahren mit den Pietisten und Radikalpietisten geknüpft hat. So umzirzt ihn der Spiritualist Friedrich Breckling aus dem niederländischen Exil in Zwolle, und der Kirchen- und Ketzer-Historiker Gottfried Arnold unterhält sich mit ihm in gelehrtem Latein über die Begräbnispraktiken der frühen Christen.

Ja, Thomasius ist noch viel stärker in diese Kreise involviert, als man es bisher für möglich gehalten hat. So verteidigt er in seiner Eigenschaft als Jurist etwa ganz aktiv den Pietisten Johann Nicolaus Schilling in Pöbneck südlich von Jena, der von einer Kommission so lange verhört wurde, „daß mein Bruder“ – berichtet Schillings Sohn an Thomasius – „das große Elend, so vorgegangen, nicht zu beschreiben weiß“. Schillings Sohn war Schüler von August Hermann Francke, der anderen großen Persönlichkeit im Halle der 1690er Jahre, mit dem Thomasius auf gutem Fuß stand. Thomasius schreibt postwendend ein Gutachten, in dem er penibel die Verfahrensfehler der Injurienklage aufreißt.

In diesen Jahren arbeitet er auch an seiner spiritualistischen Physik „Von



**Christian Thomasius:** „Briefwechsel“. Band 2: 1693-1698. Hrsg. von Frank Grunert, Matthias Hambrook und Martin Kühnel. De Gruyter Verlag, Berlin 2020. 707 S., Abb., geb., 129,95 €.

Wesen des Geistes“, die Zeidler zu seiner Apologie der Wünschelrute inspiriert, welche Thomasius aber auch mit Georg Paul Röttenbeck, einem Physiker an der Universität Altdorf, diskutiert. Thomasius hatte im Sommer 1697 eine Reise zu seinem Bruder Gottfried nach Nürnberg unternommen und dabei die Universität Altdorf besucht, wo er den großen Philologen Johann Christoph Wagenseil kennenlernte, aber auch Röttenbeck. In den kommenden zehn Jahren war Röttenbeck sein Kontaktpunkt in die Altdorfer Physiker-Szene.

In Altdorf betrieb man nämlich moderne Experimentalphysik im Stile von Robert Boyle, und Thomasius brannte darauf zu wissen, wie Röttenbecks Lehrer, der berühmte Johann Christoph Sturm, über seine etwas dilettantische Theorie urteilte. Der hatte gemischte Gefühle. „Daß aus dieser Hypothese von dem erschaffenen Geist der Praxi Pietatis ein so großer Vortheil zukommen sollte“, wie sich Thomasius erhofft hatte, „könne er nicht penetriren“, also neudeutsch: nicht nachvollziehen. Für Sturm und Boyle gab es nur die göttliche Allmacht, aber keine aktiven Geister in der Natur. So unterschiedlich konnte der Blick auf das Verhältnis von Physik und Theologie ausfallen. Röttenbeck setzte seine ganze diplomatische Kunst daran, zwischen seinem Lehrer Sturm und Thomasius, den er bewunderte, zu vermitteln.

All dies sind Gesprächsfäden, die durch die Briefausgabe wieder zum Leben erweckt werden und dazu einladen, sie in ihren Verzweigungen zu verfolgen. Und das ist möglich: Rechenberg findet man in der Ausgabe des Briefwechsels von Spener wieder, Francke wird erforscht, der Briefwechsel Samuel Pufendorfs ist bereits herausgegeben. Den Korrespondenznetzen lässt sich nachspüren. Der vorliegende Band ist von den Herausgebern so ausführlich und verlässlich kommentiert worden, dass gelegentlich auf eine Seite Brieftexte zwei bis drei Seiten Kommentar kommen. Es ist sehr zu hoffen, dass die zwei noch ausstehenden Bände erscheinen werden, denn man möchte doch wissen, wie die Geschichte weitergeht.

MARTIN MULSOW



Hier wird debattiert: Detail eines Kupferstichs in Christian Thomasius' „Ernsthafte Gedanken über elliche ernsthafte Bücher...“ von 1688

Foto Picture Alliance